

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 23

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber das Leben ist nie so, wie man es sich gern ausmalt. Sie fanden das kleine Haus, sie nahmen ein rotwangiges Landmädchen, kauften die Einrichtung und den Hund und heirateten an einem Wochenende.

Und dann, auf halbem Weg, am Stillen Ozean, geriet etwas an seinem Flugzeug in Unordnung. Er stürzte ab und wurde von einem vorüberkommenden Schiff aufgelesen, schwer verletzt, aber noch in seinem zerstückelten Apparat sich über Wasser haltend.

Das Leben in dem kleinen Haus am Land verlief ganz anders, als sie es so vergnügt geplant hatten.

Primrose ging wieder zum Dienst ins Büro und sorgte sich darum, ob ihr Mann je wieder würde gehen können. Ein ausgezeichnete Orthopäde hatte Robin untersucht und erklärt, die Behandlung würde lange dauern, er müsse sich für ein Jahr von Primrose trennen, aber dann hoffe er auf Erfolg.

Primrose kniete neben dem Lehnstuhl ihres Gatten und bat ihn: „Darling, du mußt tun, was der Arzt gesagt hat. Deine Gesundheit ist jedes Opfer wert. Alles läßt sich ertragen, wenn man es gemeinsam trägt. Nur das Alleinsein macht den Menschen zum Feigling.“

Sie dachte dabei an die junge Frau, die neben ihr gewohnt hatte im Logierhaus, mit ihrer heitern, strahlenden Lebensanschauung, ihrem leuchtenden Beispiel, und sie dankte Gott für diese Begegnung.

Endlich kam der Tag, an dem die Behandlung zu Ende war.

Primrose ging in Robins Zimmer, sah ihn sich langsam vom Lehnstuhl erheben, die Krücken weglegen und langsam auf sie zugehen. Sie sanken einander in die Arme.

„Bald“, sagte der große Arzt zu Robin, „werden Sie gar nicht mehr wissen, daß Ihnen je etwas gefehlt hat, aber das Fliegen werden Sie aufgeben müssen.“

Clelland erhielt eine Stelle in einem Großunternehmen, und Primrose fand, daß all ihre Träume sich verwirklicht hatten.

„Bist du glücklich?“ fragte Robin sie, als sie am ersten Abend wieder in ihrem kleinen Haus beisammen waren.

„Unfassbar glücklich“, war ihre Antwort, „und ich möchte wünschen, daß die junge Frau und ihr Mann, die damals in der Nachbarwohnung gelebt haben, von unserm Glück wissen! Wenn du ganz gesund bist, wollen wir einmal zu ihnen hingehen und ihnen danken, denn nur ihr glückliches Zusammenleben gab mir die Kraft, die gute Stellung abzulehnen und dich zu heiraten!“

In der kleinen und dürftigen Wohnung, die neben jener lag, die Primrose früher einmal bewohnt hatte, packte ein Mädchen seine Habseligkeiten ein. Alles war geordnet, die Wohnung war möbliert untervermietet. Morgen sollte das Leben gänzlich neu beginnen.

Sie saß am Betttrand, wippte mit dem Fuß auf und nieder und rauchte eine Zigarette.

„Siehst du, Roger, mein Liebling, wir konnten nicht so weiterleben. Ich habe es so lange ausgehalten wie nur möglich, aber alles ist umsonst, und er hat schiefweise Geld. Geld ist ein wichtiges Ding im Leben, und ich werde alles haben, wonach ich mich immer sehnte. Schau mich nicht so an! Du würdest es nicht tun, wenn ich dir genau erklären könnte, was ich empfinde. Wie satt ich es habe, von einem Agenten zum andern zu laufen, stundenlang in den Filmateliers zu warten, um dann, wenn ich bis zur Erschöpfung müde bin, zu hören, daß ich heute nicht benötigt werde. Uebrigens glaube ich nicht ernstlich an Liebe und all den Zauber... das hält nie an... Meinst du, ich werde dich vergessen? Nein, gewiß nicht... Verstehe mich doch, Roger. Ich werde dich weiter genau so lieb behalten.“

Roger legte seinen Kopf auf ihren Arm und blieb stumm.

Aber, wie könnte man von einem kleinen stichelhaarigen Forterrier mehr erwarten?

Weltwochenschau

Arbeitsbeschaffung: 400 Millionen.

Die vielen Beteuerungen und Resolutionen, die die materielle und geistige Landesverteidigung „beschließen“, die absolute Einigkeit der Nation zur Wahrung der unveräußerlichen Güter, wie sie uns versichert und nochmals versichert wird, die vielen Worte, um es kurz zu sagen, können einen ermüden und Zweifel wecken in bezug auf die Frage, ob überhaupt mehr als bisher geschehen werde, ob in Räten und Kommissionen begriffen werde, daß es „gepresst“, ob die altgewohnte Knorzerei Trumpf bleiben solle. Da ist es denn gut, zu sehen, daß doch an Taten gedacht wird, wenigstens gedacht! Wir wissen nur zu gut, daß jede Tat Geld kostet, ob sie nun der Staat oder Private unternehmen, und daß man als Privatmann nur „Rentables“ unternehmen darf, daß der Staat aber nach allgemeiner Ueberzeugung seine stets unrentablen Taten auf die absolut unabweisbaren beschränken müsse! In spätern Zeiten wird man vielleicht über die Frage der Rentabilität etwas anders denken als heute. Immerhin, bleiben wir dabei: Taten der Landesverteidigung, die nur kosten und nicht rentieren, lassen sich nicht abweisen!

Im Bundesrat ist vorläufig beschlossen worden, 190 Millionen für neue militärische Aufwendungen, kriegswirtschaftliche Vorarbeiten inbegriffen, bereitzustellen. Zu diesen Aufwendungen zählen Befestigungsarbeiten, die direkt Arbeitsbeschaffung bedeuten. 90 Millionen sollen als Subventionen an kantonale Arbeitsbeschaffungsvorlagen pro 39 bis 41 ausgelegt werden; 37 Millionen berechnet man für ein eidgenössisches Programm gleicher Art: Man denkt z. B. an die Korrektur der Vinth-Ebene, an die Regulierung des alten Rheins, an die Doppelspur der Gotthardstrecke Flüelen bis Brunnau, an die Elektrifizierung der Brünigbahn. Daß auch an Beiträge für die zivile Luftfahrt, an Arbeitslager, an Sonderhilfen für Künstler und Schriftsteller, an Kaufleute und Techniker gedacht wird, zeigt, daß man nicht nur die beschäftigungslosen Handarbeiter sieht.

35 Millionen sollen dem Ausbau der Alpenstraßen gewidmet werden, 20 Millionen der Bodenverbesserung, der Wald- und Wasserwirtschaft, 20 Millionen für andere wirtschaftsfördernde Maßnahmen...

Und die Deckung? Projektiert ist eine „Wehrsteuer“ für die im Zusammenhang mit den Wehrmaßnahmen vorgesehenen Millionen, für die übrigen will man pumpen, also für mehr als 200 Millionen. Es wurde von „Restription“ der Nationalbank gesprochen, Bundes-Schuldscheinen also, die verzinst und durch Tilgungsplan wieder zum Verschwinden gebracht werden müßten; die Nationalbank lehnt die „Hinausleitung“ des Abwertungsgewinnes in die Wirtschaft als „Inflation“ ab und gesteht so nebenbei, daß sie nur bei Restriktion ausgabe imstande sei, „preistreibende Wirkungen vermehrt umlaufender Zahlungsmittel“ durch geeignete Rückzüge zu bremsen. Man kann also doch das Preisniveau durch Kontrolle der Umlaufsmittel dirigieren? Interessant!

Chinesische Niederlage.

Nach dem gefährlichen Vorstoß chinesischer Divisionen bei Taiötschwang am großen Kaiserkanal setzte die japanische Generalität alles daran, die drohende Armee Tschiang Kai Scheks zu fassen und zu vernichten. Nicht nur zu schlagen! Die ökonomische Lage des Inselreiches und die lauernden größeren Feinde ringsum verlangen von den Führern eine rasche Beendigung des Abenteuers. Nun ist ein Schlag gelungen, aber es wurde daraus nicht die Vernichtung des Feindes, sondern nur sein Rückzug nach dem Westen, noch weiter weg von der japanischen Aufmarschbasis, und die Folgen lassen sich übersehen: Die Gefahren der langen Etappenverbindungen vergrößern sich mit jedem weitem eroberten Kilometer chinesischer „Langstrecken“.

Auf zwei Seiten wurden die japanischen Verstärkungen eingesetzt: An der Basis bei Schanghai-Nanking und der Küste von Schantung. Man nehme eine Karte zur Hand und studiere die Distanzen zwischen Meer und Schlachtfeld und die Verbindungslinien. Es handelt sich um die kürzesten Wege mit brauchbaren Eisenbahnen, Kanälen und Straßen. Die Nord-südlinien von Peking und Tientsin her, die auf jeden Schritt von den Freischärlern bedroht waren, spielten nur noch eine nebensächliche Rolle. Die Tatsache, daß also noch verhältnismäßig kurze und intakte Bahnlinien zur Verfügung standen, bewahrte die Napoleons von Tokio für diesmal noch vor ihrem „Moskau“. Aber sie erlaubten ihnen nicht, was sie erhofften, nämlich die chinesische Hauptarmee in die Zange zu nehmen, vom Westen abzuschneiden und in den Sumpfgebieten des Kaiserkanals aufzureiben oder zur Kapitulation zu zwingen. Einige Tage nach der Eroberung von Hsutschau, dem Knotenpunkt der Tientsin-Nankingbahn und der Ostwestlinie, der sogenannten „Lunghaiabahn“, hieß es, mehr als eine Viertelmillion Chinesen seien eingekreist. Heute wird von 60,000 Gefangenen gesprochen, und möglicherweise sind es noch weniger. Die Kriegsbeute, die zurückgelassen wurde, scheint ebenfalls gering zu sein, und die Nachgefechte, die zwischen der chinesischen Rückzugsdeckung und den japanischen Verfolgungskolonnen toben, zeigen die Geschlagenen in gar nicht zu schlimmer Verfassung; mehrmals wurden die Verfolger zurückgeworfen.

Jrgendwo im Westen beziehen also die Chinesen neue Stellungen und zwingen die Invasionsarmee zu neuen Anstrengungen unter neuen, durch verschiedene Faktoren erschwerenden Bedingungen. Erstens brauchen die neu besetzten Provinzen, vor allem Honan, eine ganze Armee zur Sicherung gegen die Freischärler, und die Bahnstrecken, deren Besitz vor allem gesichert werden muß, bedürfen mehr als nur kleiner Wachen, damit nicht die als Freikorps untertauchenden und sich bei den Bauern verbergenden versprengten Teile der Tschiang-Armee sie an hundert Stellen unterbrechen. Auf derart gefährdeten Wegen sollen nun, nachdem der Zug in den chinesischen Westen zur Notwendigkeit wird, Proviant und Munition für eine noch größere Armee gefandt werden. Das wird die japanische Etappe vor Aufgaben stellen, die fast unlösbar scheinen.

Die Regierung in Tokio hat sich angesichts dieser schwierigen Situation umgebildet: Eine richtige Kriegsregierung mit lauter Admirälen und Generälen löst die weniger scharfen bisherigen Männer ab. Wenn man die grobknöchigen Gesichter der Itagaki und Araki betrachtet, überläuft einen der gelinde Schauer. Diese „zähen Teufel“, wie man sie in der Sprache der Chinesen nennen mag, wissen, was sie wollen. Vielleicht wissen sie nicht, was die andern wollen, beiläufig etwa die Russen. Aber das ist vorderhand egal.

Als neues Kriegsziel gilt Hankau. Wiederum eine Stadt, die noch verhältnismäßig nahe liegt und sehr verwundbar scheint: Drängen sich dort, am Jangtse, doch drei Riesenstädte zur „Dreistädtemonopole“ Wuhan zusammen; schon haben die Flieger ihre Bewohner durch mörderische Bombardements zu demoralisieren versucht. Tschiang Kai Schek wird gezwungen sein, um dieses Zentrum herum eine neue Front zu bilden, die bis nach Schansi hinauf reicht. Wichtiger als diese Hauptfront aber wird für ihn das ungeheure Gebiet, das Japan dem Namen nach erobert hat. Erst jetzt tritt die Guerilla in ihr bedeutungsvolles Stadium. Dem Angreifer wird kaum etwas anderes möglich sein, als mit Angriffskolonnen dem Jangtse entlang, also auf verschobener Route, zugleich aber der Peking-Hankau-Bahn entlang vom Norden her, dem feindlichen Zentrum zuzudrängen und sich um das von unsichtbaren Feinden wimmelnde Zwischengebiet nicht zu kümmern. Und eben dieses Zwischengebiet muß China organisieren und versuchen, die vorstoßenden Japaner, wie das schon bisher mit halben Erfolgen gelungen, von ihrer Basis abzuschneiden.

Es gibt einen Faktor im japanischen Babancue-Spiel, der für die Chinesen bedenklich aussieht: Mit dem Verlust der Lunghaiabahn gingen alle nördlichen Seeverbindungen verloren;

alle europäische und amerikanische Zufuhr muß nun den Weg über die südlichen Häfen nehmen; zwei davon, Amoy und Swatow, sind von den Japanern besetzt worden, und das Bombardement von Kanton könnte den Versuch anzeigen, diesen Haupthafen zu nehmen. Die große Frage lautet also, ob wirklich ein großzügiger russischer Versorgungsdienst durch die wüsteninnerchinesischen und mongolischen Gegenden bestehe und ob er die Zufuhr zur See ersetzen könne. Falls das rote Rußland auch in dieser Versorgung Chinas nur Bluff leistete, wie seine Gegner auf allen Gebieten behaupten, dann könnte Tokio hoffen, den Zug nach Hankau und damit den Krieg in nicht zu ferner Zeit zu gewinnen.

Die Geschlagenen wären nicht nur die Chinesen, sondern mit den Russen vor allem auch USA und die Engländer, deren Petrolmagnaten sich heute noch Dinge leisten wie die Ceditorenrevolution in Mexiko... —an—

Kleine Umschau

Unser Gemüt beginnt sich angesichts des aufsteigenden Winters etwas aufzuhellen. Nur ein wenig Sonnenschein — und das gilt ja auch im persönlichen Leben und im Verhältnis der Menschheit zueinander — und bald ist vergessen, was uns noch eben bedrückte. Aber dennoch werden Stimmen laut, die aus den Erfahrungen und Beobachtungen der letzten Jahre schöpfen und deshalb den Rat erteilen, die Badesaison und alles, was mit Licht, Luft und Sonne zusammenhängt, auf eine spätere Saison zu verlegen. Früher war der Halley'sche Komet am schlechten Wetter schuld, heute sind es die Sonnenflecken, die nächsten und übernächsten Jahre werden es vielleicht wieder die sich ablösenden Eisberge sein — Tatsache bleibt, daß die gute Jahreszeit immer später beginnt.

3'Bärn standen wir in letzter Zeit gänzlich im Zeichen der Feldschießen. Und wer Samstag nachmittags den Ostermündiger Autobus benützte, der konnte sich an den wahrhaftigen Schützengestalten erfreuen. Jung und alt, der bescheidene Burische und der selbstbewusste Bürger saßen da, den Stutzer im Arme. Und man konnte auch Studien über die verschiedenen „Schieß-Dreß“ machen: der eine in leichten Halbschuhen, der andere in solid und neu genagelten Schuhen. Letztere würden einen soliden Stand gewährleisten, hieß es da.

Geht man durch die Stadt, so kann man allerhand interessantes beobachten. So hat ein Möbelantiquar zu dem Mittel gegriffen, die antiken Stühle, die er tagsüber unter den Lauben vor seinem Laden aufgestellt hat, mit einer Kette miteinander zu verbinden — denn vor kurzem wurden ihm über die Mittagszeit zwei wertvolle Stabellen gestohlen! Zwei Burischen begingen einstmals auch einen, wie der Ausdruck heißt, frechen Diebstahl, — als ob nicht jeder Diebstahl frech wäre! — indem sie Schuhe, die gleichfalls in der Laube ausgestellt waren, mit sich gehen hießen. Wie groß aber war die Enttäuschung, als es sich durchwegs um linke Schuhe handelte. Ob der Richter darin einen mildernden Umstand erblickte, haben wir nicht erfahren.

Sonst aber steht alles im Zeichen der Blumen. Wirklich blühende und aufgeblühte Blumen, nicht bloß Seglinge, wie letztes Jahr bei Beginn des „Bern in Blumen“ jemand meinte, strahlen und leuchten von Brunnen und Hausfassaden. Auch die schön gemalten Scheiben, mit denen die gotischen Fenster der Antonierkirche bei großen Anlässen geschmückt werden, sind wieder in ihre steinernen Rahmen eingefügt worden.

„Bern singt.“ Das merkt man rein äußerlich besonders an Sonntagen, da frische Trachtenmädchen und -Frauen unter den Lauben wandeln und die bernischen Sehenswürdigkeiten der Reihe nach, beim Bärengraben beginnend, absuchen. Samstag abends tut sich das „Bern singt“ namentlich in den hintern Gassen kund. Da bringen aus Wirtschaften und Restaurants Laute und Töne, die mit Singen mehr oder weniger zusammenhän-